

Steve Ayan

WAS MAN NOCH SAGEN DARF

Die neue Lust am Tabu

2022

Inhalt

Tabu oder nicht tabu?	7
Moralisieren für die gute Sache	13
Dabei sein ist alles	21
Krieg der Sternchen	27
Schreckgespenst der Spaltung	36
Von der Verletzlichkeit	42
Wie sensibel sind wir wirklich?	49
Kein Leben ohne Vorurteil	53
Bigotterie-Maschine	63
Die Illusion der Tugendhaftigkeit	71
Klarheit, Mut, Ironie	78
Literatur	86

Weitere Informationen zur Reihe
update gesellschaft finden Sie hier:



Tabu oder nicht tabu?

»Das wird man doch wohl noch sagen dürfen!« Dieser Satz, meist in beleidigtem Ton geäußert, fällt heute in vielen Debatten. Die Standardantwort darauf lautet: »Klar darf man! Wir leben in einem freien Land, hier kann jeder seine Meinung sagen.« Doch so einfach ist es nicht.

Natürlich droht niemandem Gefängnis oder eine Geldstrafe, der¹ »Mohrenkopf« sagt oder ein »Zigeunerschnitzel« bestellt oder der erzählt, er wollte als Kind gern »Indianerhäuptling« sein. Man darf auch durchaus meinen, es gebe bloß Frauen und Männer und wenige Desorientierte dazwischen. Man kann es für Privatsache halten, ob jemand hetero- oder homosexuell, bi, trans, nonbinär, asexuell oder polyamor ist. Man muss keinen Unterschied machen zwischen »Autist« und »Mensch mit Autismus« und darf »Downies« mögen, weil die immer so fröhlich sind. Man kann exotische Gerichte zubereiten, Dreadlocks, Tribal Tattoos oder Kimono tragen und sich damit fremde Kultur »aneignen«. Und man darf auch finden, dass Übergewichtige weniger essen und sich mehr bewegen sollten. Niemand ist zum Setzen von Gendersternchen oder Sprechpausen (»Kolleg*innen«) verpflichtet oder muss die neusten Anti-Stigmaregeln mitmachen. Zum Beispiel »Betroffene« sagen, wenn er Patienten meint. Ja, jeder darf sogar kundtun, Corona sei »nicht schlimmer als

1 Ich verwende zur besseren Lesbarkeit das generische Maskulinum und meine damit alle Geschlechter.

die Grippe« oder – um Herrgottswillen – »Unter Hitler war nicht alles schlecht«.

Allerdings wird ihm dann unter Umständen widersprochen. Er läuft Gefahr, dass man ihn kritisiert, belehrt, verspottet oder schneidet. Selbst Beschimpfungen und Shitstorms muss er in Kauf nehmen. Für viele wiegt diese soziale Ächtung schwerer als jeder Bußgeldkatalog – denn sie bedeutet einen Verlust an Status. Daher die häufige Klage, man werde doch wohl noch sagen dürfen ... Natürlich darf man! Fragt sich nur, um welchen Preis.

Was haben diese Beispiele mit Tabus zu tun? Ein Tabu ist ein ungeschriebenes, meist sogar unausgesprochenes Ge- oder Verbot, dem sich die Mitglieder einer Gemeinschaft verpflichtet fühlen und dessen Verletzung den Einzelnen teuer zu stehen kommt. Tabus prägen unseren zwischenmenschlichen Umgang (niemand, der Sie dumm oder nervig findet, sagt Ihnen das ins Gesicht), die Partnerwahl (Sex mit Minderjährigen oder Verwandten ist undenkbar) oder auch Esssitten (die Vorstellung, sein Haustier zu verspeisen, erscheint grotesk). Dass wir solcherlei Tabus gar nicht als auferlegte Pflicht, sondern als simple Selbstverständlichkeit empfinden, zeigt nur, wie tief wir sie verinnerlicht haben. Wirksame Tabus machen sich selbst quasi unsichtbar.

Die genannten Merkmale – Stillschweigen, Allgemeinverbindlichkeit und gravierende Sanktionen – gelten hingegen für die Dinge, die man wohl noch sagen darf, nicht unbedingt. Erstens wird viel über die Sinnhaftigkeit solcher Sprachcodes diskutiert. Sie bleiben also keineswegs unausgesprochen,

sondern werden im Gegenteil oft hochemotional und unver-söhnlich verhandelt. Zweitens fühlen sich längst nicht alle daran gebunden. Ihre Einhaltung wird zwar gern mit augen-rollender Gereiztheit gefordert, so als verstehe sich das für jeden denkenden Menschen von selbst, doch sie erregen auch Widerspruch. Mancher empfindet sie als bevormundend und verweigert sich trotzig. Und drittens sind die Folgen solchen Zuwiderhandelns nicht immer furchteinflößend. Einige brüsten sich damit, die Maßgaben der Moralwächter aus Prinzip zu ignorieren, und sprechen den »Sprachpolizisten« das Recht ab, von ihrem hohen Ross herab zu bestimmen, wie man zu reden habe.

Vieles, was heute vermeintlich nicht gesagt werden darf, entspringt purer Unachtsamkeit. Man redet aus Gewohnheit so, wie es lange Zeit üblich war. Aber das ist nach verbreiteter Ansicht überholt. Man kann benachteiligte oder verfolgte Gruppen nicht mehr als Mohren, Zigeuner oder Indianer bezeichnen. Diese Vokabeln sind historisch belastet; wir wissen zu viel, als dass wir sie noch verwenden könnten. Und es ist wichtig, respektvoll und vorurteilsfrei zu kommunizieren, möglichst alle mit zu meinen sowie Minderheiten so anzusprechen, wie diese es selbst wünschen. So sehen es die Vertreter der einen Seite. Die der anderen erwidern: »Sonst noch was? Warum soll ich nicht reden, wie es früher auch niemanden gestört hat? Macht mich das etwa zu einem schlechteren Menschen? Muss die Sprache von allen Spuren der Geschichte, die uns heute suspekt sind, gereinigt werden?«

Keine schlechte Idee, finden progressive Sprachregulierer und plädieren dafür, belastete Wörter nicht nur aus dem Alltagsgebrauch, sondern auch aus distanzierteren, etwa akademischen Kontexten zu verbannen. Historikern, die Quellen aus der Zeit der Sklaverei zitieren, wird nahegelegt, das »N-Wort« zu vermeiden. Selbst Begriffe oder grammatische Formen, deren diffamierender Charakter weit weniger eindeutig ist, geraten ins Visier. Sind generische Maskulina wie Berufsbezeichnungen (Bäcker, Lehrer, Arzt etc.) oder »Teilnehmer« und »Experte« Residuen des Patriarchats und folglich inakzeptabel? Wie wichtig ist es, möglichst niemanden zu vergessen oder zu verletzen? Und wie geht das überhaupt? »Als Kind wollte ich Oberhaupt einer Gruppe amerikanischer Ureinwohner sein.« Oder: »Jahrhunderte lang florierende der Handel mit afrikanischen People of Color.« Suggestieren solche Formulierungen nicht bloß, die Vergangenheit könne korrigiert werden?

Eine sich daran anschließende Frage lautet: Wo zieht man die Grenze? Sollen Songs eines womöglich pädophilen Künstlers, Filme eines der sexuellen Nötigung verdächtigten Regisseurs, Romane von Autoren mit sonderbaren Ansichten oder auch Namen von Gebäuden, Straßen, Speisen, Kleidern, Tieren, Spielzeugen etc. – soll letztlich alles einem Gesinnungs-TÜV unterzogen werden? Und wer nimmt den ab?

Es geht längst nicht mehr nur um potenziell rassistische, sexistische oder stigmatisierende Wörter. Es geht ums Prinzip. In den Augen vieler fortschrittlich gesinnter Menschen ist ausgrenzende, belastete oder belastende Rede tabu. Res-

pekt, Rücksicht und Anteilnahme heißen die Maßstäbe, an denen wir uns und unsere Ausdrucksweise messen lassen müssen. Die Sprache wird zur Kampfzone für eine bessere Welt. Den Gestus des Progressiven pflegen dabei vor allem Menschen aus bestimmten Milieus: Großstädter eher als Landbewohner, Gebildete eher als geringer Qualifizierte, Gutverdienende eher als sozial Schwache und Junge eher als Alte. Der ökonomische Status spielt eine wichtige Rolle. Sensible Sprache scheint ein Luxus zu sein, den sich nicht jeder leisten kann oder will. Sie ist eine Domäne urbaner Wohlstandsbürger. Diese vertreten ihre Maximen gern offensiv, vor allem in der digitalen Kommunikation; sie laden das, was sie als richtig und notwendig erachten, moralisch auf. Darin liegt eine auffällige Parallele zu klassischen Tabus: Sie wirken implizit, durch sozialen Druck und das Einflößen von schlechtem Gewissen. Tabus setzen einen Kodex, den niemand ignorieren kann, ohne seinen Status als respektabler, »guter Mensch« zu gefährden. Hier endet zugleich jede Diskussion.

Wer ausschert, wird vorgeführt. In den sozialen Medien ist »Shaming« an der Tagesordnung. Behauptet jemand, Frauen hätten beruflich oft nicht so hohe Ambitionen, sondern wollten sich lieber um den Nachwuchs kümmern, oder der Pay-gap existiere, weil sie weniger selbstbewusst als er um das Gehalt verhandelten, ist die Entrüstung groß. »Rückständig! Chauvinistisch! Reaktionär!« Nicht viel anders ist es, wenn jemand vor Gefahren warnt, die islamische Einwanderer ins Land bringen. Oder anmerkt, der Klimawandel bedeute